

Die Welt aus Musik bleibt unsichtbar

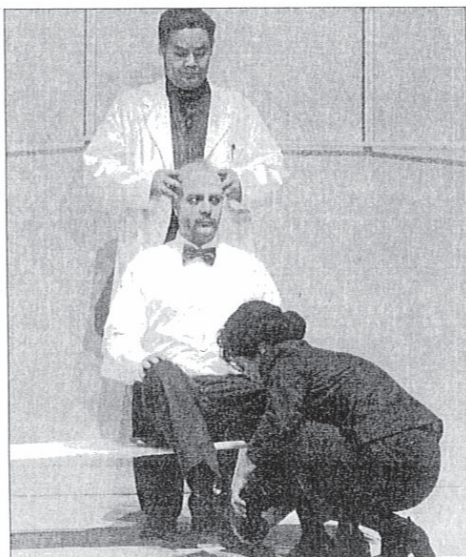
Michael Nymans „Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte“ im Staatstheater Braunschweig

Von Andreas Berger

Der Fall klingt spannend. Dr. P hat visuelle Agnosie, kann also zwar Formen wahrnehmen, erkennt aber nicht ihre Bedeutung. Ein Hut, eine Frau, der Schirmständer, alles eins. Nur Außerlichkeit, Materie. In dem von Oliver Sacks beschriebenen Fall gibt es einen Ausweg: die Musik. Dr. P ist fähig, Melodien mit Sachverhalten, Personen, Gefühlen in Verbindung zu bringen. So ordnet er den für ihn bedeutungslosen Erscheinungen Melodien zu und versteht so ihren Sinn. Er schafft sich eine Welt aus Musik.

Oder kann man sagen: Das ganze Leben wird ihm Oper? Michael Nymans jedenfalls hat eine viel gespielte Kammeroper daraus gemacht, die 1986 uraufgeführt wurde und nun endlich auch am Staatstheater Braunschweig ankam. Späte Begegnung mit einer Musikform, der in Amerika entwickelten Minimal Music, die ihre kreative Überraschungskraft, man muss es nach der Premiere im Kleinen Haus leider eingestehen, inzwischen eingebüßt hat. Lange galt die zwischen nur wenigen Tönen in leicht nachvollziehbaren Patterns unablässig schlingende Musik als Inbegriff des sowohl modern pulsierenden als auch schauerlich-mystisch vibrierenden Lebens. Und da wäre natürlich auch der atmosphärische Ansatz für den neurotischen Stoff im Falle Dr. Ps.

Doch bleibt die Ausdruckskraft von Nymans Patterns doch sehr begrenzt. So gelang es auch Burkhard Bauche mit den sieben tapfer durchhaltenden Staatsorchester-Solisten nicht, den gleichförmigen Charakter der Minimal Music für dramatische Effekte aufzubrechen oder sie emo-



Seung-Hyun Kim, Kai-Uwe Fahnert (Mitte), Yuka Matsuoka. Foto: Ammerpohl

tional zu verdichten. Nymans Einfälle sind da auch eher oberflächlich, wenn mit Schumanns „Ich grolle nicht“ das Lied als Möglichkeit zur Welkerkenntnis eingeführt wird. Die bricht zusammen, als Frau P den Arzt schilt: Generalpause bedeutet für den auf Melodie angewie-

senen Dr. P: Die Welt bleibt stehen. Das wiederum erleben wir szenisch nicht. Antonia Fietz hat die Bühne zweigeteilt in eine minimal und steril ausgestattete Arztpraxis vorn und die Wohnung Dr. Ps hinter einem Gazevorhang. Dort sind die Möbel kubistisch verzerrt, tragen

Frau und Arzt Gesichtsmasken, als ob wir sie wie Dr. P erblickten. Gerade diese Idee, das aus unserer Gewohnheit heraus eingeschränkte Auffassungsvermögen Dr. Ps realistisch abbilden zu wollen, ist enttäuschend. So werden wir gezwungen, als Mangel zu erleben, was er selbst durch seine musikalische Weltsicht eben nur anders (und wer weiß, ob weniger wahr) wahrnimmt. Gerade dafür aber hatte Sacks sensibilisieren wollen. Entsprechend sitzt auch Regisseur Raik Knorscheidt in der Falle, denn zum Realismus einer misch-mitleidenden Frau und eines unbeholfen-verzagten Dr. P hat er so keine Alternative. Und das ist szenisch als wortreiches Erörterungsstück ohne dramatische Konflikte wenig spannend.

Eine Chance wäre es gewesen, in abstrakterer Auffassung die musikalische Weltsicht Dr. Ps darzustellen, indem man die akustischen Impulse in optische Faktoren wie Licht, Raumgröße, Dichte umgesetzt hätte, denen die normal Wahrnehmenden ihrerseits verständnislos gegenüber stehen. So aber zeigt uns das Regieteam nur die Oberfläche (wie man schlecht sieht), statt des Kerns: Wie man mit den Ohren sieht.

Um Werk und Minimal-Stil überhaupt kennen zu lernen, lohnt die Einstundenoper dennoch, da sowohl Seung-Hyun Kim mit feinem Tenor den Neurologen deklamiert als auch Kai-Uwe Fahnert mit insgesamt tragfähigem, nur zuweilen (und vor allem in der Tiefe) etwas fahl werdendem Bariton den Dr. P singt. Und vor allem Yuka Matsuoka mit tadellos höhensicherem Sopran als Frau P ihre Plattenkonkurrentin um Längen schlägt. Freundlicher Applaus im nicht voll besetzten Haus.